

Die Problematik des Pauschalurteils

Hansen, Klaus P.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hansen, K. P. (2009). Die Problematik des Pauschalurteils. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 8(10), 5-17. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-454393>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Inhalt

I Jahrgang 8 | Ausgabe 10 | www.interculture-journal.com

Klaus P. Hansen
*Die Problematik des
Pauschalurteils*

Jörg Scheffer
*Gefangen im Container -
Kulturvergleiche und ihre
räumliche Vorbestimmung
am Beispiel des Filmes
„Willkommen bei den Sch’tis“*

Rüdiger Korff
*Interkulturalität oder Alltagsleben:
Empirische Implikationen
theoretischer Perspektiven*

Petia Genkova
*Stichprobenzugang
oder das Sampling-Problem
bei Kulturvergleichenden
psychologischen Untersuchungen*

Helene Haas
*Übersetzungsprobleme
in der interkulturellen Befragung*

Tagungsband der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft

Probleme empirischer Kulturforschung

Gastherausgeberin: Helene Haas



Herausgeber:
Jürgen Bolten
Stefanie Rathje

2009



Forschungsstelle
Grundlagen Kulturwissenschaft

inter
culture
journal

Die Problematik des Pauschalurteils

Prof. Dr. Klaus P. Hansen

Emeritierter Professor für Amerikanistik an der Universität Passau, Geschäftsführender Direktor der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft und Vorsitzender der Hansen-Stiftung

Abstract

Cultural anthropologists define culture as the habits which constitute a group or collective. By means of what epistemological instruments might researchers describe these habits and thus gain insight into the collective? The only way is to pass generalizing statements and resort to stereotypes. The romantic poet William Blake, however, maintained that "to generalize is to be an idiot". If this is true, all academics working in the field of culture are feeble-minded. On the other hand, Blake's maxim is also a generalization, if not a sweeping statement. Nevertheless, we should take it as a warning and realize that there are valid generalizations as well as invalid ones. Often enough the question of validity depends on the kind of collective which is under scrutiny. Therefore, when analyzing the culture of collectives one should be aware first of the kind of collective and second of the kind of general statement one is using.

1. Die Unverzichtbarkeit von Pauschalurteilen

Um auf einer sicheren theoretischen Grundlage zu stehen, müssten sich Kulturwissenschaftler vor allem mit den Themen Kollektiv und Pauschalurteil befassen. Was liefern Kulturanalysen schließlich anderes als Pauschalurteile über Kollektive? Trotz der langen Geschichte des Kulturbegriffs fühlte sich aber weder die klassische Ethnologie noch die moderne Kulturwissenschaft zu einem Nachdenken über diese Themen veranlasst. Für die Problematik des Pauschalurteils erschiene ein solches Nachdenken auch schon deshalb geboten, weil diese Form des Urteilens keinen guten Ruf genießt. Sie gilt als zu grobmaschig und als zu stark verallgemeinernd. Wenn Pauschalurteile als Stereotypen gebrandmarkt werden, kommt noch der Vorwurf des Abgedroschenen hinzu, wenn nicht gar der des Vorurteils. Eine solche Kritik begeht aber den Fehler, den sie beklagt: Sie ist zu pauschal. Bei der Erfassung vieler Gegenstände, das darf man nicht vergessen, sind Pauschalurteile nicht nur angemessene, sondern unverzichtbare Erkenntnisinstrumente. Kollektive, also Gruppen von Gegenständen oder Menschen, beispielsweise können nur mit Hilfe von Pauschalurteilen beschrieben werden. Insofern müssen alle wissenschaftlichen Fächer, die sich mit Kollektiven beschäftigen, Pauschalurteile benutzen.

Wenn der Politologe zu dem Ergebnis kommt, die CDU rückt in die Mitte, fällt er ein Pauschalurteil; wenn der Soziologe die heutige Erlebnisgesellschaft analysiert, arbeitet er mit Pauschalurteilen und wenn der Kulturwissenschaftler zu dem Ergebnis kommt, Amerikaner sind individualistisch, dann ist

auch das ein Pauschalurteil. Studien von Psychologen und Medizinern greifen ebenfalls zu diesem Instrument. Wenn eine Statistik feststellt, dass Kaffeetrinker zum Herzinfarkt neigen, so verkündet sie ihr Ergebnis als Pauschalurteil.

2. Multikollektivität

Wir müssen uns klarmachen: Menschliche Kollektive können einzig und allein mit Hilfe von Pauschalurteilen begrifflich gefasst werden. Als Erkenntnisinstrument sind sie daher unverzichtbar, nur, wie bei anderen Erkenntnisvorgängen und Urteilstypen auch, können sie richtig oder falsch eingesetzt werden. Gegenüber anderen Urteilsarten besteht bei ihnen jedoch die besondere, ihnen sozusagen immanente Gefahr, dass sie zu pauschal sind. Wann aber ist das der Fall?

Zur Klärung dieser Frage muss zunächst überlegt werden, was ist ein Kollektiv. Kollektive konstituieren sich, wie ich es nennen möchte, über eine partielle Gemeinsamkeit. Das Kollektiv Tennisclub Rot-Weiß Passau besteht genaugenommen nicht aus seinen Mitgliedern, sondern nur aus ihrem Interesse am Tennis. Dieses Interesse erfasst nur einen geringen Teil der Individualität der Mitglieder, und deshalb nenne ich die Gemeinsamkeit partiell. Die Mitglieder spielen nicht nur Tennis, sondern sind in der übrigen Zeit ihres Lebens Protestanten, Bäcker, Deutsche und Schwaben. Georg Simmel formuliert dieses Phänomen folgendermaßen: „...jedes Element einer Gruppe [ist] nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas ...“. An anderer Stelle lesen wir: „...die soziale Umfassung als solche betrifft eben Wesen, die nicht völlig von ihr umfasst sind“ (zit. nach Ritsert 2000:71, 87). Simmel geht also von einem individuellen Überschuss aus, der sich über die partielle Gemeinsamkeit erhebt.

Individuen, das folgt daraus, sind in vielen Kollektiven verortet, was ich die *Multikollektivität* der Individuen nenne. Sie ist zwar additiv, aber nicht so, dass die einzelnen Mitgliedschaften luftdicht gegeneinander abgeschottet wären. Dass ich Bäcker bin, hat mit meiner Tennis-Club-Mitgliedschaft nichts zu tun, aber dennoch könnte sich mein Beruf auf mein Hobby auswirken. Wenn der Club ein Fest feiert, könnte er Kuchen und Brot bei mir bestellen. Mein Beruf liegt der Clubmitgliedschaft voraus oder existiert neben ihr, wird aber nicht von der partiellen Gemeinsamkeit abgedeckt. Dieses Nicht-Abgedeckte möchte ich als präkollektiv bezeichnen. Der Beruf Bäcker verhält sich zur Mitgliedschaft im Tennisclub präkollektiv, d.h. er wirkt sich für den Kollektivzweck Tennis nicht aus, kann aber bei besonderen Voraussetzungen virulent werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Multikollektivität bewirkt, dass bei jeder Kollektivzugehörigkeit der gesamte individuelle Überschuss präkollektiv sozusagen eingeschleppt wird. Dabei sind die Überschüsse individuell verschieden. Sollten sich einzelne Überschussteile bündeln – sollten viele Katholiken in den Club eintreten – so könnten das Auswirkungen haben, die dem Kollektiv sogar in Form einer konkurrierenden Gemeinsamkeit gefährlich werden könnten.

Zurück zum Pauschalurteil. Es ist dann korrekt, wenn es die partielle Gemeinsamkeit oder etwas aus ihr Folgendes abbildet. Tennisspieler sind sportlich, wäre ein solches zutreffendes Urteil, das aber sofort unzutreffend wird, wenn man es auf ein beliebiges Individuum aus dem Kreis der Tennisspieler bezieht. Mitglied Müller ist dick und unsportlich, und nur, weil der Arzt ihm zu einem Sport riet, meldete er sich im Club an und läuft seitdem ächzend und glücklos hinter den Bällen her. Herrn Müllers Unsportlichkeit gehört zu seinem individuellen Überschuss, den er präkollektiv in den Club mitbrachte und der das Pauschalurteil daher nicht trübt. Davon abgesehen, leuchtet das Urteil, Tennisspieler sind sportlich, auch deduktiv ein, insofern eine Kausalität zwischen der partiellen Gemeinsamkeit (Tennis) und dem entdeckten Merkmal (Sportlichkeit) angenommen werden kann.

Wir halten fest: Pauschalurteile dürfen erstens nur auf Kollektive, nicht aber auf deren Individuen bezogen werden, und zweitens, präkollektive Merkmale dürfen nicht dem Kollektiv zugeschrieben werden. Vertiefen wir diese letzte Einsicht.

3. Dichte Zuschreibung

Wenn ich eine Diplomarbeit zum Thema „Kollektive Merkmale des TC Rot-Weiß“ vergeben würde, könnte der Diplomand herausfinden, dass 85% sportlich sind, 70% ein Einkommen oberhalb von viertausend Euro beziehen und eine Mehrheit von 52% bereit ist, einen hohen Anteil der Mitgliedsbeiträge zur Unterstützung der ersten Mannschaft auszugeben. Diese Ergebnisse verlangen eine, wie ich es nennen möchte, dichte Zuschreibung. Diesen Begriff möchte ich dem von Clifford Geertz geprägten der „dichten Beschreibung“ zur Seite stellen (Geertz 1983). Die Sportlichkeit rechtfertigt sich aus der partiellen Gemeinsamkeit und lässt sich, deshalb fühle ich mich mit diesem Urteil sicher, aus ihr deduzieren. Die hohen Einkommen aber ergeben sich daraus, dass der Club in einer gehobenen Wohngegend liegt. Mit der konstitutiven Gemeinsamkeit hat das nichts zu tun, es handelt sich vielmehr um einen präkollektiven Zufall, der beim nächsten Club wieder anders ausfällt. Wenn ich um die Präkollektivität des

Merkmals weiß und es als nicht konstitutiv für das Tennisspiel einschätze, kann ich damit leben.

Nicht leben kann ich mit dem letzten Ergebnis: Die Mehrheit sei bereit, zur Förderung der ersten Mannschaft Geld auszugeben. Das ist zu pauschal, denn es verschleiert, dass der Club in diesem Punkt gespalten ist. 52% der Mitglieder sind dafür, 48% jedoch vehement dagegen, da sie mit dem Geld lieber einen weiteren Platz bauen würden. Entsprechend heftig wird auf Versammlungen über diesen Punkt gestritten. Da 48% nicht die Mehrheit sind, ließ der Diplomand diesen Teil als irrelevante Minderheit unter den Tisch fallen. Aus den Häufigkeitsquotienten jedoch, die nah beieinander liegen, hätte er schließen müssen, dass sein Kollektiv in zwei feindliche Segmente gespalten ist. Diese Segmentierung ist ein wichtiges Merkmal des Clubs und definiert ihn in seiner Besonderheit. Empirische Verfahren und Statistiken suchen gerne das homogen Mehrheitliche und eliminieren deshalb das seltener Vorkommende, obwohl oft genug Heterogenität ein Kollektiv zu dem macht, was es ist.

Wir halten fest: Man muss die beobachteten Merkmale dicht, d.h. so wenig pauschal wie möglich zuschreiben. Ein erster Test der Dichte ist die Frage, ob die erkannten Merkmale aus der eigentlichen Kollektivität stammen oder ob sie auf Präkollektives zurückführbar sind, das nicht zur partiellen Gemeinsamkeit gehört. Des Weiteren muss auf innerkollektive Segmentierungen geachtet werden. Wer das versäumt, kann das tragische Schicksal jenes Statistikers erleiden, der in einem Fluss ertrank, der im Durchschnitt einen halben Meter tief war.

Vertiefen wir die Problematik mit Hilfe eines weiteren – wieder fiktiven – Beispiels. Eine der so beliebten Studien könnte mit Objektivität suggerierender Genauigkeit ermitteln, dass Katholiken 10,4 mal im Jahr den sonntäglichen Gottesdienst besuchen. So entstünde der allzu pauschale Eindruck, Katholiken sind laue Gläubige. Die Nivellierung meiner Detailergebnisse auf einen Durchschnittswert führt mich aber insofern in die Irre, als er, genau wie im Tennisclub-Beispiel, die Heterogenität verschiedener Segmente homogenisiert. Nehmen wir an, das größte Segment des Kollektivs Katholiken besucht nur einmal im Jahr den Gottesdienst, meistens an Weihnachten oder Ostern. Dem steht eine kleine Minderheit gegenüber, die aus welchen Gründen auch immer jeden Sonntag in die Kirche geht. Zwischen Mehrheit und Minderheit stünde eine mittelgroße Gruppe, die zwar nicht regelmäßig geht, aber dennoch im Glauben gefestigt ist. Diese Gruppe meist jüngerer Menschen meint, dass aktiver Katholizismus nicht mit regelmäßigem Gottesdienst einhergehen muss. Was die Nivellierung und Homogenisierung zudeckt, kommt durch hetero-

gene Segmentierung und die darauf achtende dichte und reflektierte Zuschreibung ans Licht. Empirische Verfahren und akribische Rechenoperationen gehen ohne solche Reflexion in die Irre allzu großer Pauschalität.

Am Beispiel der katholischen Kirche lässt sich Weiteres klären. Genau wie der Tennisclub bildet sie zum einen ein Interessenkollektiv, das zum anderen eine Hülle besitzt. Beim Club besteht sie aus der Satzung und dem Eintrag ins Vereinsregister, bei den Katholiken ist es die Mega-Institution Kirche mit ihren komplexen Strukturen. Wie ein globales Unternehmen verwaltet sie sich mit großem bürokratischem Aufwand und kontrolliert die Reinheit der Lehre. Im Falle der katholischen Kirche ist die Hülle so komplex und wirkmächtig, dass sie unabhängig von der partiellen Gemeinsamkeit, dem Glauben an Gott, eine eigene Wirklichkeit mit eigener Dynamik bildet. Die Hülle macht also eine zweite Gemeinsamkeit aus, welche die erste überlagert und mit ihr oft genug über Kreuz liegt. In der Praxis sind diese Teile eng verwoben, doch um bestimmte Phänomene zu verstehen, lassen sie sich abstrakt trennen. Die Aufregung um die Rehabilitierung der Pius-Bruderschaft beispielsweise, lässt sich durch eine solche Abstraktion besser verstehen. Theologen führen den Schritt des Papstes auf seine Absicht zurück, die Einheit der Institution Kirche wiederherzustellen. Es ist aber die Frage, ob er bereit ist, für diese Einheit Positionen der partiellen Gemeinsamkeit Glaubensinhalte – in diesem Fall des Zweiten Vatikanums – zu opfern. Egal wie man sich entscheidet, sorgt bei der Diskussion um diese Problematik die Unterscheidung von Hülle und Glaubensinhalt für begriffliche Schärfe. Diese terminologische Differenzierung überwindet die Vorstellung homogener Kollektive und öffnet den Blick auf die Heterogenität sozialer Gruppen. Sie ließe sich auch über das Verfahren der Zuschreibung erreichen, mit deren Hilfe die Frage so lautet: Gehört das empirisch gegebene Merkmal Rücknahme der Exkommunizierung zur ersten oder zur zweiten Gemeinsamkeit?

4. Abstraktionskollektive

Knöpfen wir uns eine weitere Kollektiv-Art vor. Tennisclub und katholische Kirche sind endliche Kollektive, deren Mitgliederzahl ich ermitteln kann. Schwieriger liegt der Fall bei Kaffeetrinkern. Sie bilden ein, wie ich es nennen möchte, Abstraktionskollektiv. Bei dieser Kollektiv-Art existiert die partielle Gemeinsamkeit des Kaffeetrinkens im luftleeren Raum. Es handelt es sich um keine soziale Gruppe, denn weder kenne ich die Zahl der Dazugehörenden noch kennen sich diese untereinander. Es ist kein Virulenz-Kollektiv mit Gruppendynamik, sondern ein rein geistiges und abstraktes Gebilde. Den-

noch: Unser Alltag ist vollgestopft mit Pauschalurteilen über Abstraktionskollektive: Blondinen sind dumm, Beamte faul, und neuerdings Manager sind korrupt.

Solange ich aus der abstrahierten Gemeinsamkeit deduzieren kann, ist an meinen Pauschalurteilen nichts auszusetzen. Dem Urteil, Männer haben Bartwuchs, kann ich insofern vertrauen, als aus den biologischen Bedingungen des Naturkollektivs Männer eine Ableitung vorgenommen wurde. Die partielle Gemeinsamkeit ist das männliche Geschlecht, und mein Urteil benennt ein sogenanntes sekundäres Geschlechtsmerkmal, das aus dem primären folgt. Die Pauschalität des Urteils ist also gedeckt, und da das so ist, fand kein großer Erkenntnisgewinn statt.

Echte Blondinen, die es ja auch gibt, bilden ebenfalls ein Naturkollektiv. Wie aber gelange ich biologisch deduktiv von der Haarfarbe zur Dummheit? Auf meinem heutigen Wissensstand kann ich keine Kausalität entdecken, so dass nur induktive bzw. empirische Verfahren bleiben, die aber insofern problematisch sind, als sie die Ebene der Abstraktion verlassen und in die Empirie eintauchen. D.h. ich wähle Menschen aus Fleisch und Blut, auf welche die Gemeinsamkeit des Abstraktionskollektivs zutrifft, und teste an ihnen eine Hypothese. Ich stelle mich beispielsweise vor eine Disko und bitte alle Blondinen, die zu nachtschlafender Zeit das Etablissement verlassen, in mein Büro und unterziehe sie einem Intelligenztest. Ergebnis: Durchschnittswert 95. Also Blondinen sind dumm.

Habe ich vielleicht einen Fehler gemacht? Mit Hilfe der eingeführten Begriffe komme ich ihm auf die Spur: Ich habe den individuellen Überschuss und aus ihm resultierende Präkollektivitäten nicht bedacht. Ich habe nicht überprüft, ob die von mir Getesteten nicht zufällig neben dem Blondsein weitere Gemeinsamkeiten besitzen. Das taten sie auf folgende Weise: Ich wusste nicht, dass in der ausgesuchten Disko nur Personen aus einem bildungsfernen Milieu verkehren. Damit gesellte sich der ursprünglichen partiellen Gemeinsamkeit Haarfarbe die der Bildungsferne hinzu. Diese zweite, das wird im Nachhinein deduktiv klar, könnte für mein Ergebnis eher verantwortlich sein.

Kritische Statistiker haben diese Problematik erkannt und fassen sie mit den Begriffen Korrelation versus Kausalität. In meiner Blondinen-Statistik korrelierte, d.h. trat miteinander auf, Haarfarbe und niedriger IQ. Von dieser Korrelation schließe ich auf eine Kausalität, was in meinem Beispiel falsch war. Mit Begriffen der Kollektivität kann ich dieses Problem genauer beschreiben. Es geht um eine Überlagerungsproblematik, bei der eine weitere partielle Gemeinsamkeit meiner ersten, konstitutiven in die Quere kommt. Eine Überlage-

rungsproblematik kann nur durch dichte Zuschreibung gelöst werden.

Man könnte auch sagen, der Fehler lag in einer zu leichtgläubigen Zusammenstellung der Stichprobe. Weil es praktisch war, arbeitete ich mit einer willkürlichen Auswahl. Aber wie hätte ich es besser machen können? Die Antwort der Statistiker lautet: repräsentativer Querschnitt. Das hört sich einfacher an, als es ist. Ich sollte nur Personen nehmen, so ist es wohl gemeint, die für mein Abstraktionskollektiv repräsentativ sind. Welche Blondinen sind aber für Blondinen repräsentativ? Ist damit gemeint, dass ich meine Testblondinen nach Alter, Stadt-Landbewohner, Einkommensgruppe und Bildung sortiere? Hätte ich das getan, wäre der Fehler mit der einseitigen Disko nicht passiert. Aber dennoch leuchtet das Verfahren insofern nicht ein, als ich ein Naturkollektiv mit kulturellen Kollektiven durchmische, die für die Biologie der Haarfarbe unerheblich sind. Da ich biologisch bedingte Intelligenzdefizite suche, sollte ich biologisch repräsentativ vorgehen. Also nach Alter, Größe, Blutgruppe, Erbgut, Krankengeschichte, Lebenserwartung? Oder wäre es nicht besser nach Blondheit zu differenzieren? Also hell-, mittel- und dunkelblond? Vielleicht finde ich dann heraus, dass Hellblonde dümmer sind als Dunkelblonde?

Wer darüber schmunzelt, übersieht den ernsten Abgrund, der sich hier auftut. Wir erkennen, wie schwer es ist, über Abstraktionskollektive Erkenntnisse zu gewinnen, die über die reine Deduktion hinausgehen. Dennoch werden täglich Studien durchgeführt, die solche Erkenntnisse gewinnen wollen. Große Teile unseres Wissens, besonders im pseudomedizinischen Bereich, stammen aus solchen Studien. Dass Salat gesund ist, Rauchen und Kaffee schädlich, wissen wir nur aus empirischen Verfahren, deren Zuschreibungsqualität uns nicht bekannt ist (Dubben / Beck-Bornholdt 2007)¹. Wenn ich Kaffee-Trinker untersuche, hilft mir auch kein repräsentativer Querschnitt. Was verhindert er denn genau? Er ist ein Mittel gegen die Überlagerungsproblematik, d.h. die Präkollektivitäten werden gesteuert, damit nicht eine – die Bildungsferne bei meinen Blondinen – genauso häufig vorkommt wie die partielle Gemeinsamkeit. Aus praktischen Gründen kann ich aber nicht alle denkbaren präkollektiven Merkmale steuern, zum einen weil ich nicht alle kenne und zum anderen wird die Erstellung der Stichprobe zu aufwändig. Also bleibt es dabei: Sobald ich die Ebene der Abstraktion verlasse und die Empirie ins Spiel bringe, setze ich mich der Überlagerungsgefahr aus. Induktiv-empirische Verfahren sind stolz auf ihren scheinbar direkten Wirklichkeitsbezug, aber gerade das macht sie anfällig dafür, sich im Gestrüpp individueller Überschüsse zu verheddern.

5. Dachkollektive

So gewappnet, wenden wir uns der schwierigsten Kollektiv-Art zu, den ethnischen Kollektiven, oder wie ich sie nennen möchte, den Dachkollektiven. Zu dieser Art gehören Kollektive wie Schotten, Spanier, Deutsche. Die dazu passenden Pauschalurteile lauten: Schotten sind geizig, Spanier stolz, Deutsche pünktlich. Die erste Frage, die sich stellt, ist die, ob es sich um Abstraktionskollektive handelt. Eine ganze Reihe von Gründen sprechen dagegen. Zwar kennt in diesen Kollektiven nicht jeder jeden, doch ihre partiellen Gemeinsamkeiten erschöpfen sich nicht in einem einzigen Merkmal. Blondinen sind nur blond, und Kaffeetrinker trinken nur Kaffee, aber Deutsche sind auf vielerlei Weise deutsch: Sie wohnen in Deutschland, sprechen deutsch, halten sich an deutsche Gesetze und leisten sich vielleicht sogar deutschen Nationalstolz. Deutsch-Sein hat somit einen größeren Identitätsanteil am Individuum als die Haarfarbe und die Vorliebe für Kaffee.

Ein weiteres Kennzeichen, das gegen die Abstraktion spricht und die Realität von Dachkollektiven vor Augen führt, ist die Hülle. Deutsche gehören zu einem Verbund, der auf der Basis eines Grundgesetzes das Zusammenleben bis ins Kleinste regelt. Nationen sind auch Nationalstaaten, und als solche sind sie keine Konstruktionen im Sinne von Erfindungen oder Erzählungen, sondern politische und soziale Realität. Erfunden oder erzählt sind der Nationalismus, d.h. eine bestimmte Vorstellung der Nation, die auf dem Glauben an ethnische und kulturelle Einheitlichkeit ruht (vgl. die gute Zusammenfassung der modernen Nationalismusforschung von Jansen / Borggräfe 2007). Demgegenüber brauchen wir uns über den Wirklichkeitsgehalt des Dachkollektivs selbst keine Gedanken zu machen. Gerade deshalb sollten wir herauszufinden versuchen, welche Art kollektiver Gegenständlichkeit ihm zukommt. Worin unterscheiden sich Dachkollektive von Interessenskollektiven wie einem Tennisclub oder der katholischen Kirche?

Dachkollektive, das ist ihr herausragendes Merkmal, bestehen nicht nur aus Individuen, sondern umfassen über sie hinaus unzählige, eigenständige und höchst unterschiedliche und miteinander rivalisierende Subkollektive. Wenn normale Kollektive – wir wollen sie Kollektive ersten Grades nennen – aus Individuen bestehen, setzen sich Dachkollektive oder Kollektive zweiten Grades vor allem auch aus Kollektiven zusammen, die wir aus diesem Blickwinkel als Subkollektive bezeichnen wollen. So wie ich als Tennis spielendes Individuum deutsch bin, ist auch mein Tennisclub ein deutsches Produkt, weil er nach deutschem Vereinsrecht gegründet wurde und man in ihm deutsch spricht und gemäß deutscher Gepflogenheiten miteinander verkehrt. In einem modernen Nationalstaat ist

die Zahl der Subkollektive unüberschaubar. Unter deutschem Dach tummeln sich Tennisspieler, Katholiken, Kommunisten, Manager, Sozialarbeiter, Blondinen und unzählige Subkollektive mehr, die entweder zueinander passen oder sich neutral gegenüberstehen oder, was für die Dynamik des Dachkollektivs wichtig ist, einander nicht grün sind. Ich nenne diese Besonderheit von Dachkollektiven *Polykollektivität*. Bei modernen pluralistischen Nationen ist sie, wie gesagt, unüberschaubar groß und von heftiger Dynamik. Aus der angebotenen Polykollektivität des Daches, das leuchtet sofort ein, schöpft die Multikollektivität der Individuen.

Dass Kollektive irgendwie immer mit- und ineinander verwoben sind, wurde bereits festgestellt. Die Polykollektivität der Dachkollektive stellt jedoch eine besondere Art solcher Verwobenheit dar. Bisher waren wir auf Verwobenenes anhand der Stichworte Präkollektivität und Segmentierung gestoßen. Diese Konzepte passen im Fall des Dachkollektivs aber nicht. Der Tennisclub vereint Katholiken und Protestanten, wobei, wenn auch äußerst selten, die Konfessionen auf das Tennisspielen zurückwirken. Umgekehrt ist eine solche Wirkung aber nicht denkbar. Die Sportausübung einzelner Christen wird sich weder auf die katholische noch die protestantische Kirche auswirken. Ähnlich wie der Tennisclub, aber doch ganz anders, vereint das Dachkollektiv Deutschland ebenfalls Protestanten und Katholiken. Jetzt aber auch mit umgekehrter Wirkung, denn anders als der Tennisclub drückt das Dachkollektiv den Konfessionen seinen Stempel auf. Sowohl die Institutionalisierung der Kirchen als Körperschaften als auch das Verhältnis von Staat und Kirche ist über deutsche Gesetze bzw. Staatsverträge geregelt.

Andererseits geht der Einfluss des Dachkollektivs nicht so weit, als dass man von einer Segmentierung sprechen könnte. Wenn sich der Tennisclub über die Finanzierung der ersten Mannschaft spaltet, so überwiegt das Gemeinsame das Trennende. Das Gefährliche eines solchen Streits besteht dann darin, dass er durch das Übergewicht der Gemeinsamkeiten wie in einem Brennglas fokussiert wird. Ganz anders das Verhältnis der Subkollektive zum Dach. Die Deutsche Kommunistische Partei und die Deutsche Katholische Kirche sind nicht Segmente Deutschlands. Dazu sind die Kollektive zum einen zu verschieden, und zum anderen sind die durch das Dach gestifteten Gemeinsamkeiten besonderer Art. Sie sind nicht mit den partiellen Gemeinsamkeiten identisch, wie sie in Kollektiven ersten Grades angetroffen werden. Die Gemeinsamkeiten von Kollektiven zweiten Grades bestehen in Regelungen der Kollektivität. In jedem beliebigen Subkollektiv – im Tennisclub genauso wie in einer katholischen Gemeinde – wird deutsch gesprochen, werden deutsche Umgangsformen

gepflegt und deutsche Gesetze beachtet. Weil diese Gemeinsamkeiten in allen Subkollektiven, die in einem Dachkollektiv beheimatet sind, gelten, wollen wir sie pankollektiv nennen.

Da Dachkollektive besondere Kollektive sind, die nach anderen Regeln funktionieren als Kollektive ersten Grades wie Tennisclubs oder Bäckerinnungen, stellt sich die Problematik des Pauschalurteils auf besondere Weise. Nur solche Pauschalurteile treffen zu, so hatten wir gesagt, die sich auf partielle Gemeinsamkeiten stützen. Worin besteht aber die partielle Gemeinsamkeit von Dachkollektiven wie Deutschland? Was bedeutet Deutschein? Neben der formalen Voraussetzung der Staatsbürgerschaft besteht es wohl darin, nach deutschen Gepflogenheiten mit den Mitmenschen zu kommunizieren und zu interagieren. Ich spreche mit ihnen deutsch, behandle sie höflich und vergreife mich nicht an ihrem Eigentum. Da sich alle Deutschen, egal in welchen Subkollektiven sie verortet sind, annähernd so verhalten, ist die Gemeinsamkeit somit, wie ich es nenne, pankollektiver Natur. Sie umfasst ausschließlich übergeordnete Verhaltensweisen, die für alle sich unter dem Dach befindenden Subkollektive gelten.

Das Dachkollektiv, die Nation genauso wie der Nationalstaat, das ist so selbstverständlich wie unbewusst, besitzt eine Hauptfunktion darin, Kommunikation und Interaktion zu regeln, was dadurch geschieht, dass Sprache, Umgangsformen und gesetzliche Bestimmungen bereitgestellt und als normal institutionalisiert werden. Da sich die Mehrheit der Individuen dieser pankollektiv angebotenen Gepflogenheiten bedient, liegt in der Tat eine Gemeinsamkeit vor. Dieses Gemeinsame ist dazu da, das Nicht-Gemeinsame, nämlich die Polykollektivität, zu verwalten. Somit bestehen Völker und Nationen aus zwei äußerst unterschiedlichen Teilen, einer heterogenen Basis, auf der wir die Polykollektivität ansetzen, und einem homogenen Überbau, der Kommunikationsregeln vorgibt, die für alle gleichermaßen gelten.

Dieser speziellen Gegenständlichkeit des Dachkollektivs wird die gängige Forschungspraxis nicht gerecht. Wenn Wissenschaftler sich mit Kultur beschäftigen meinen sie in der Regel die Kultur eines Landes oder einer Nation. Hinter diesem Begriff und der ihn tragenden Konzeption verbirgt sich eine Prämisse allzu weitgehender Homogenität, die für fast alle Bereiche Pauschalurteile legitimiert. Anstatt sich auf den Überbau zu beschränken, bei dem die Homogenitätsannahme gerechtfertigt wäre, sucht man nach Werten, Wahrnehmungen und Mentalitäten, obwohl sie zur polykollektiven Basis gehören und von Subkollektiv zu Subkollektiv variieren. Es gibt kommunistische und katholische Werte, aber keine deutschen. Es gibt eine Unternehmer-Mentalität und vielleicht

eine Beamten-Mentalität, aber keine deutsche oder gar gesamtdeutsche Mentalität. Polykollektivität dokumentiert sich ja gerade in Wert- und Bewertungsdifferenzen, in unterschiedlichem Denken und Empfinden. Insofern gehören solche inhaltlichen Phänomene zur Kultur des jeweiligen Subkollektivs und nicht zu der des Daches.

Wenn Hofstede, dem wir ein Buch verdanken, das viel Unheil anrichtete, *power distance* misst – die Anerkennung von Autorität – dann zeigt das Ergebnis nicht das nationale Verhalten, sondern das des bei der Umfrage dominierenden Subkollektivs (Hofstede 1980). Hätte er nicht IBM-Angestellte der unteren und höchstens mittleren Ränge befragt, sondern die Chefetage, würde seine Tabelle anders aussehen. Hätte er nach Frauen und Männern differenziert, oder hätte er Studenten oder Künstler die Fragebögen ausfüllen lassen, fiel das Resultat anders aus. Sobald man Werte oder Mentalitäten untersucht, bewegt man sich auf der Ebene der Subkollektive, und der Eindruck der Homogenität, den die in Zahlen gefassten Bewertungen erwecken, kommt nur auf statistischem Wege und durch eine zu weit gehende Verallgemeinerung zustande, die das Subkollektiv der Stichprobe für das Dachkollektiv hält. Nicht nur Hofstede, sondern die Mehrheit der Vertreter der Kulturen vergleichenden Psychologie und der Interkulturellen Kommunikation schlagen die Ergebnisse ihrer empirischen Forschungen einfach dem Dachkollektiv zu und lassen ungeprüft, ob sie nicht aus einer Absolutsetzung eines Subkollektivs stammen.

Die gängige Forschung produziert zu stark verallgemeinernde Pauschalurteile. Auf ähnliche Weise kam wohl das Stereotyp des stolzen Spaniers zustande. Der spanische Edelmann, der Hidalgo, war vor langer Zeit stolz, nicht aber der spanische Bauer. Das auffallende Merkmal einer im Rampenlicht stehenden Gruppe wurde zu einem Stereotyp für das ganze Land pauschaliert.

6. Überbau und polykollektive Basis

Untersuchungen von Dachkollektiven sind nur dann sinnvoll, wenn sie nicht die angebliche Kultur und ihre angebliche Homogenität in den Blick nehmen, sondern sich auf ihre sowohl homogene wie heterogene Besonderheit konzentrieren. Dachkollektive unterscheiden sich mehr oder weniger deutlich voneinander und zeigen einen hohen Wiedererkennungseffekt. Das liegt an ihrer Besonderheit im Sinne von *distinctiveness*, und insofern sind sie nicht nur Konstruktionen, sondern auch Gegenstände der Realität, die außerhalb des menschlichen Bewusstseins existieren. Ihre Besonderheit lässt sich auf zwei Wegen erforschen, zum einen über die polykol-

lektive Basis und zum anderen über eine Betrachtung des Überbaus.

Beginnen wir mit dem einfacheren Teil, dem Überbau. Wenn ich das Pünktlichkeitsverhalten von Deutschen mit Mexikanern vergleiche, stoße ich auf deutliche Unterschiede, die ich durchaus in Pauschalurteile fassen darf. Dass einzelne Deutsche unpünktlich und einzelne Mexikaner pünktlich sind, stört dabei nicht, weil auf der Überbauebene ja standardisierte Gepflogenheiten angetroffen werden, deren Befolgung zwar positiv konnotiert, nicht aber verpflichtend ist. Auf dieser Ebene kann ich für das ganze Dachkollektiv geltende Pauschalurteile fällen, die sozusagen die Standardisiertheit bestimmter Verhaltensweisen wiedergeben.

Anders gestaltet sich die Beschreibung der polykollektiven Basis. Hier treffe ich die nationale Besonderheit sowohl bei den einzelnen Subkollektiven als auch bei ihrem Verhältnis zueinander an. Schottische Arbeiter, Katholiken und Nationalisten sind deutschen Arbeitern, Katholiken und Nationalisten einerseits vergleichbar, andererseits finden sich Unterschiede. Deutsche Cognac-Hersteller besitzen nicht das Renommee ihrer französischen Kollegen, und diese haben nicht die Volksverbundenheit des schottischen Whisky-Brenners. Einerseits besteht *Funktionsverwandtschaft*, so möchte ich es nennen, andererseits nationalspezifische Modifikation. Da sie die gleiche Funktion erfüllen, ähneln sich Professoren in allen Ländern, zeigen daneben aber mehr oder weniger stark modifizierte Andersartigkeit. Über diese Modifikationen sind die Subkollektive miteinander verwoben oder rivalisierend aufeinander abgestimmt. So ergibt sich eine einmalige und besondere Polykollektivität. Der amerikanische Professor ist hauptsächlich in der Lehre engagiert; diese Modifikation passt zur Institution der amerikanischen Universität, die sich aus Studiengebühren finanziert und deshalb vor allem als Serviceunternehmen für Studenten angesehen wird. Spektakulär wird nationale Besonderheit dann, wenn es nicht passt, also bei nationaltypischen Differenzen und Rivalitäten. Jede Nation besitzt neuralgische Streitpunkte und Streitkollektive, die es in dieser Form nur hier gibt. Denken wir etwa an die Auseinandersetzung um *gun control* in den USA oder an den zutiefst deutschen Streit um das dreigliedrige Schulsystem. Eine moderne Landeskunde sollte hier ansetzen und ihr Land über nationalspezifische Differenzen erklären, wozu ein tiefes Eintauchen in die historisch gewachsene Polykollektivität nötig ist.

Kurzum: Nationen besitzen Eigenständigkeit und Besonderheit. Beides zeigt sich an homogenen Gepflogenheiten wie an dynamischer Heterogenität. Nicht nur im Bereich der Kulturwissenschaft haben wir zu lernen, dass Gegenstände nicht

nur von einheitlichen Merkmalen bestimmt werden, sondern ebenso sehr und vielleicht sogar öfter durch Differenz, Widerspruch und Zerrissenheit.²

Literatur

Ritsert, J. (2000): *Gesellschaft. Ein unergründlicher Grundbegriff der Soziologie*. Frankfurt: Campus.

Geertz, C. (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt: Suhrkamp.

Dubben, H.-H. / Beck-Bornholdt, H.-P. (2007): *Der Hund der Eier legt. Erkennen von Fehlinformation durch Querdenken*. Reinbek: Rowohlt.

Jansen, C. / Borggräfe, H. (2007): *Nation, Nationalität, Nationalismus*. Frankfurt: Campus.

Hofstede, G. (1980): *Culture's consequences. International differences in work-related values*. Newbury Park, CA: Sage.

¹ Nach der Lektüre dieses Buches geht man zu keiner Vorsorge-Untersuchung mehr.

² Eine genauere Ausarbeitung der hier vorgestellten Theorie findet sich in meinem gerade erschienenen Buch: Hansen, K. P. (2009): *Kultur, Kollektiv, Nation*. Schriften der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft 1. Passau: Stutz.